

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Kurt Held wurde 1897 in Jena geboren. Er war verheiratet mit der bekannten Kinderbuchautorin Lisa Tetzner (u. a. »*Die Kinder aus Nr. 67*«); sie lebten nach dem Zweiten Weltkrieg in Carona bei Lugano. Er starb am 9.12.1959. »*Die rote Zora und ihre Bande*« ist sein Hauptwerk.

Felicitas Horstschäfer wurde 1983 geboren und arbeitet seit 2009 als freischaffende Designerin im Bereich Cover, Illustration und Buchkonzept für Verlage im In- und Ausland. Sie lebt in Berlin.

Kirsten Boie wurde 1950 in Hamburg geboren, wo sie noch heute lebt. Sie studierte Deutsch und Englisch und war Lehrerin, bevor sie für Kinder und Jugendliche zu schreiben begann. Sie wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, u. a. mit dem Sonderpreis des Deutschen Jugendliteraturpreises für ihr Gesamtwerk.

Weitere Informationen zum Kinder- und Jugendbuchprogramm der S. Fischer Verlage finden Sie unter www.fischerverlage.de

Kurt Held

**DIE
ROTE
ZORA
UND IHRE BANDE**

Mit Vignetten von
Felicitas Horstschäfer

⊗ | SAUERLÄNDER

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der Fischer Kinder- und Jugendbuch Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Sonderausgabe

Erschienen bei FISCHER Sauerländer

© 2021 Fischer Kinder- und Jugendbuch Verlag GmbH,

Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

»Die rote Zora und ihre Bande« erschien erstmals 1941 bei Sauerländer

Umschlaggestaltung: Norbert Blommel, MT-Vreden

unter Verwendung einer Illustration und eines Titelschriftzugs

von Felicitas Horstschäfer

Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7373-5864-4

Für Barbara Rüedi

Das Mädchen mit dem roten Haar

Vorwort von Kirsten Boie

Ich habe als Kind gelesen wie verrückt, vor allem spannende Bücher: Abenteuer, Krimis, Romane über Piraten und den Wilden Westen; und Bücher, die eigentlich für Mädchen gedacht waren – damals, vor sechzig Jahren, wurde das noch sehr genau unterschieden! –, haben mich eher gelangweilt. Ich wollte Spannung, ich wollte Kinder, die Verbrechen aufklären, Gefahren überwinden, die das Böse und die Bösen bekämpfen. *Die rote Zora* wäre also haargenau das richtige Buch für mich gewesen, und es war damals ja schon längst erschienen: 1941 nämlich. Warum habe ich es also als Kind niemals entdeckt?

Wir hatten in meiner Kindheit nicht viel Geld und meine Bücher musste ich mir aus der öffentlichen Bücherei leihen, in die ich regelmäßig einmal in der Woche gegangen bin. Hat es *Die rote Zora* denn dort nicht gegeben?

Ich weiß es nicht, und heute kann man das auch nicht mehr überprüfen. Aber vorstellen könnte ich es mir schon, denn die Geschichte von Zora, Branko, Nicola und ihrer Bande der Uskoken hat wirklich überhaupt nicht zu dem gepasst, was man Kindern damals, in den 50er und 60er Jahren des letzten Jahrhunderts, erzählen wollte. Schließlich ist *Die rote Zora*, obwohl man daran überhaupt nicht denkt, wenn man sich durch die spannende

Handlung liest, ein durch und durch sozialkritisches, ein politisches Buch. Und die Geschichte ihres Autors ist auch politisch, und das auf eine Weise, die damals in der Zeit des sogenannten »Kalten Kriegs« überhaupt nicht gewünscht war.

Mit der Geschichte des Autors fange ich darum an. Sie ist ähnlich spannend wie die von Zora – und sie führt uns schließlich auch zur Entstehung des Buches. Kurt Kläber – so hieß Kurt Held in Wirklichkeit – wurde 1897 in Jena geboren und hatte verschiedenste Berufe; Gedichte und andere Bücher hatte er in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts auch geschrieben, und er hatte sich immer für Gerechtigkeit eingesetzt.

Kläber war Kommunist. Als Adolf Hitler am 30. Januar 1933 an die Macht kam, wurde er darum auch sofort verhaftet: Das war nämlich das Erste, was Hitler damals tat. Er ließ Kommunisten und Sozialdemokraten verhaften.

Aber Kläber hatte Glück: Seine Frau Lisa Tetzner war eine bekannte Märchenerzählerin, Kinderbuchautorin, und sie arbeitete für den Rundfunk. Sie hatte viele nützliche Kontakte, und es gelang ihr, ihren Mann frei zu bekommen. Aber beide wussten: *Was einmal passiert ist, kann jederzeit wieder passieren. Dafür braucht es gar keinen Grund. In diesem Hitler-Deutschland können wir nicht mehr leben, hier sind wir ständig in Gefahr. Wir gehen ins Ausland.*

Schon 1933 sind Kurt Kläber und Lisa Tetzner darum in die Schweiz emigriert – wir würden heute sagen: geflüchtet. Und während sie dort einerseits sicher waren vor der Verfolgung durch die Nazis, bedeutete die Emigration andererseits auch, dass sie viele neue Schwierigkeiten hatten. Denn wenn man in ein anderes Land zieht, darf man da nicht so ohne weiteres arbeiten. Man braucht als Ausländer eine extra Arbeitsgenehmigung. (Das ist ja das Tolle an Europa – der EU – heute: Jeder darf auch in einem anderen EU-Land arbeiten, wenn er das möchte und da einen Job

findet.) Kurt Kläber bekam in der Schweiz also keine Arbeitsgenehmigung.

Was sollte er tun? Er war Autor, aber dass er nicht arbeiten durfte, hieß eben, dass er keine Romane mehr veröffentlichen konnte. In Deutschland ging das ja sowieso nicht – da waren die Bücher, die er früher geschrieben hatte, sogar zusammen mit vielen anderen Büchern, zum Beispiel denen von Erich Kästner, längst von den Nazis öffentlich verbrannt worden. Und in der Schweiz konnte er nicht veröffentlichen, weil er keine Arbeitsgenehmigung hatte. Man kann sich vorstellen, dass es ihm damit richtig schlecht ging: Erstens natürlich, weil er kein Geld verdienen konnte; aber ein Autor schreibt ja auch nicht nur deshalb. Ein Autor schreibt, weil er etwas zu erzählen hat, für das er sich Leser wünscht.

Kurt Kläber war also sehr unglücklich, und darum half er zunächst seiner Frau bei ihren Kinderbüchern. Und dabei merkte er, dass er auch selbst Lust hatte, für Kinder zu schreiben. Lisa Tetzner hatte damals gerade *Die schwarzen Brüder* begonnen, eine Geschichte über Jungs, die von ihren Eltern aus dem armen Tessin ins reiche Mailand verkauft wurden, um dort als Schornsteinfeger zu arbeiten, weil sie so klein und dünn waren, dass sie in die Schornsteine klettern konnten. Und Kurt Kläber schrieb das Buch zu Ende. Aber auf dem Umschlag erschien natürlich nur der Name seiner Frau – denn er durfte ja nichts veröffentlichen.

Und nun beginnt die Entstehungsgeschichte der *roten Zora*. Ob sich alles wirklich so zugetragen hat, werden wir sicher niemals wissen. Erzählt aber hat Kurt Kläber die Geschichte so: Weil Bücher seiner Frau Lisa Tetzner auch in Jugoslawien erschienen waren, fuhren sie im Sommer 1940 gemeinsam dorthin, um ihre Honorare abzuholen. Unterwegs, als sie die kleine kroatische Hafenstadt Senj erreicht hatten, wurde Kurt Kläber aber krank,

darum blieben sie eine Weile. Und dort lernten sie eine Gruppe von Kindern kennen, die auf sich allein gestellt waren, und zu denen auch ein Mädchen mit roten Haaren gehörte. Sie luden diese Kinder zum Essen ein und die Kinder zeigten ihnen ihr Versteck in einer verlassenen Burg über der Stadt. Da wusste Kläber: Über diese Kinder und ihr Leben will ich ein Buch schreiben! So wurden sie die Vorbilder für die Romanfiguren. Daran sieht man übrigens ganz schön, wie Autoren manchmal auf ihre Ideen kommen – und von welchen Zufällen das abhängen kann. Wäre Kläber in diesem Sommer nicht krank geworden, ausgerechnet in der Nähe von Senj, es hätte *Die rote Zora* nie gegeben.

Diesen Roman veröffentlichte Kläber dann schon nicht mehr unter dem Namen seiner Frau, aber auch nicht unter seinem eigenen. Er wählte dafür das Pseudonym Kurt Held. Warum Held? Dazu hat er sich nie geäußert. Aber natürlich macht ein Autor sich Gedanken, wenn er sich für ein Pseudonym entscheidet. Wollte er also sagen, dass er selbst ein Held war? Ich glaube eher, dass es ihm dabei um die Kinder in seinem Roman ging. Sie, Zora, Branko, Nicola und die anderen sind in seinen Augen alle Helden, weil sie ein Leben meistern, das so schwierig ist, wie wir es uns heute kaum noch vorstellen können.

Das Großartige ist, dass Held (jetzt will ich ihn auch mal so nennen) darüber kein ernstes, trauriges Buch geschrieben hat, nicht das, was wir heute »Problemliteratur« nennen. Sondern einen mitreißenden Abenteuerroman, in dem es um Freundschaft zwischen Kindern geht, die sonst nicht überleben könnten; um ihren Zusammenhalt gegen die feigen Gymnasiasten; um ihre Unterstützung für die armen Fischer und um den Kampf gegen Ungerechtigkeit – ein Buch, das man immer weiter und weiter liest, weil es so spannend ist und weil man mit den Kindern mitfiebert. Natürlich möchte man nicht so leben müssen wie sie – so dumm ist man ja nicht! –, aber manche ihrer Abenteuer, ihren

Zusammenhalt untereinander, würde man vielleicht doch auch gerne erleben wollen.

Es gibt vieles, was an diesem Buch außergewöhnlich ist – wenn man es liest, fällt es einem wahrscheinlich gar nicht so auf, da geht es nur um die Geschichte. Aber man stelle sich vor: ein Mädchen als Anführerin einer Bande, die sonst nur aus Jungs besteht! Natürlich, heute wäre das in einem Kinderbuch gar nicht mehr so besonders (wenn auch vielleicht immer noch in der Wirklichkeit?), aber damals, 1941! Da sollten Mädchen brav und ruhig sein und Sticken, Nähen und Stricken lernen und Kochen und Putzen. Sie sollten nichts Spannendes unternehmen und sich von den starken, tapferen Jungs beschützen lassen. Starke, tapfere Mädchen waren unvorstellbar. Auch in Büchern.

Und nun Zora! Ein Symbol ihrer Unangepasstheit und Aufmüpfigkeit ist sicher ihr rotes Haar. Da hatte Kurt Held doch Glück, dass das Mädchen in Senj ausgerechnet rothaarig war! Damit steht Zora in einer Reihe mit zwei anderen rothaarigen Mädchen, die unangepasst waren wie sie und wie sie der Kinderliteratur ganz neue Impulse gegeben haben: Da ist zuerst *Anne auf Green Gables*, die Heldin eines kanadischen Kinderbuchs aus dem Jahr 1908; und dann, natürlich!, *Pippi Langstrumpf* aus dem Jahr 1945, deren Autorin Astrid Lindgren übrigens nach eigener Aussage *Anne auf Green Gables* liebte. Drei rothaarige Mädchen in der Kinderliteratur, drei, die sich mit den Ungerechtigkeiten ihrer Wirklichkeit nicht abfinden wollen und sich, jede auf ihre Weise, für die Schwächeren und für die Gerechtigkeit einsetzen. – Christine Nöstlinger hat übrigens 1970 mit ihrem ersten Buch *Die feuerrote Friederike* daran angeknüpft.

Aber nicht allein wegen der Figur der Zora ist das Buch so berühmt und weltweit in vielen Sprachen tatsächlich millionenmal gelesen worden – fast ein bisschen so wie heute Harry Potter! Ganz sicher geht es uns LeserInnen auch um die ganze Kinder-

bande der Uskoken, die zwar immerzu gegen die Regeln der Gesellschaft verstößt, die stiehlt, weil die von ihren Eltern aus den unterschiedlichsten Gründen allein gelassenen Kinder sonst keine Möglichkeit hätten zu überleben, und die alles teilt; in der alle solidarisch sind und einander helfen – selbst wenn sie aufeinander eifersüchtig sind, einander nicht mögen. Zu so einer Gruppe von Freunden gegen den Rest der Welt würden wir alle vielleicht auch gerne gehören – aber natürlich ohne die Not, die die Uskoken zusammenschweißt.

Und bei aller Spannung und aller Dramatik ist das Buch streckenweise auch sehr komisch – etwa, wenn es um den Bäcker geht, der sich ebenso wie der Fischer Gorian den Kindern gegenüber solidarisch verhält und ihnen heimlich Brot zukommen lässt – und um seine lächerliche Frau.

Und was hat dieses Buch nun mit uns zu tun? Kein Kind muss in Deutschland heute so leben wie Zora und ihre Freunde. Aber immer noch gibt es in unserer wohlhabenden Gesellschaft große Unterschiede, es gibt reiche Kinder und arme Kinder, und das bedeutet nicht nur, dass die einen sich viel und die anderen wenig kaufen können; häufig bedeutet es auch, dass beide Gruppen ganz unterschiedliche Zukunftschancen haben. Das ist nicht anders als bei den Uskoken und den Gymnasiasten im Buch. Im Buch heißt es, es sei die Pflicht der Erwachsenen, diesen Kindern mit geringen Chancen zu helfen. »Die Schuldigen sind nicht die Kinder. Die Schuldigen sind wir«, sagt der alte Fischer Gorian am Schluss.

Vielleicht ist auch das ein Grund, warum wir *Die rote Zora* bis heute gerne lesen – weil sie noch immer so aktuell ist?



Der Knabe auf der Klippe am Meer

»Branko! Branko!«

Eine heisere Frauenstimme rief den Namen immer wieder durch die enge Gasse, die in Senj, einer kleinen kroatischen Stadt, vom Markt hinunter zum Hafen führte.

»Branko! Branko!«

Die Frau, die so laut rief, war die alte Stojana, eine hochgewachsene, zaundürre Person mit einem faltigen, ausgedörrten, aber gutmütigen Gesicht. Weiße Haare lohten wie ein wilder Kranz um den schmalen Kopf.

»Branko! Branko!« Sie rief den Namen schon wieder. Branko, dem der Ruf galt, war ein großer, zwölfjähriger Junge. Er spielte im Hinterhof eines zerfallenen Palazzo mit einigen Kameraden ein Marmelspiel.

Er hörte das Rufen, war es aber schon so gewohnt, dass er ruhig weiterspielte.

»Branko! Branko!« Die Stimme kam näher, und auf einmal stand die alte Stojana vor ihm.

»Branko«, sagte sie wieder und dann mit einem weichen, beinahe wehmütigen Klang: »Es ist so weit.«

Das hatte die alte Stojana während der letzten Tage auch mehrere Male gesagt. Branko stand trotzdem auf und ging der Alten, die sich, nachdem sie ihn gesehen, schroff umdrehte, nach.

Branko war ein schöner Knabe. Er hatte schwarzes, struppiges Haar und das längliche, kühne Gesicht seines Vaters, in dem besonders die spitze, vorspringende Nase auffiel. Seine Augen waren auch schwarz, aber sie hatten einen hellen Schimmer, der seinem Gesicht etwas Fröhliches gab.

Er war für seine zwölf Jahre übermäßig groß, aber sein schlanker Körper war eher gelenkig als kräftig. Alles war braun an ihm: die Hände, die Füße, der Hals, das Gesicht und auch der Rücken, der hie und da aus den Hemdlöchern hervorsah.

Branko musste zu den ärmsten Kindern der Stadt gehören, denn außer einem bläulichen, zerrissenen und geflickten Hemd hatte er nur noch eine zerschlissene Hose an.

Sein Vater war Geiger. Er hieß Milan und galt sogar als einer der besten Geiger an der Küste. Alle in Senj liebten ihn wegen seines Violinspiels. Meistens war er aber unterwegs und fiedelte in den großen Seebädern und den kleinen Küstenstädten. Er verdiente einen guten Batzen Geld dabei, es kam aber nie etwas davon nach Senj; er schickte auch nie eine Nachricht, und niemand wusste, wann er wiederkam.

Die alte Stojana schob ihre langen Beine schneller vorwärts, und Branko musste sich gleichfalls beeilen. Sie ging durch den Hof in die schmale, knapp zwei Meter breite Gasse zurück, bog in einen der noch lichtlosen Schlupfe ein, die alle zwei, drei Häuser nach rechts oder links führten, und blieb vor einer kleinen Tür, die halb angelehnt war, stehen.

Hier wartete sie, bis Branko herankam, und schob ihn mit einem leichten Stoß in die Öffnung hinein.

Die Tür mündete unmittelbar in eine Kammer, die durch ein Loch spärliches Licht bekam. Im Halbdunkel sah man zwei Bettlager, einen Tisch, einen Stuhl, eine alte Kiste, auf der ein Spirituskocher stand, und einen Kleiderrechen.

Auf dem rechten Lager, unmittelbar bei der Tür, ruhte eine

Frau. Sie hatte ein weißes, spitzes Gesicht, große, offene Augen und starrte in die Höhe.

»Es ist so weit«, klagte die alte Stojana, die hinter Branko in die Kammer getreten war, zum zweiten Mal.

Branko wollte es noch immer nicht glauben. Die alte Stojana hatte ihm schon unzählige Male, wenn die Mutter einen ihrer schweren Hustenanfälle bekam und wie tot auf ihr Lager sank, das Gleiche gesagt, und stets, wenn er atemlos ankeuchte, schlug die Kranke die Augen auf, sagte »Branko« und lächelte ihn an.

Er blickte in ihr Gesicht. Auch diesmal würde sie es wohl wieder sagen. Die Mutter blieb aber seltsam still. Ihre Augen starrten an die Decke, und sie rührte sich auch nicht, als eine große Fliege über ihr eingefallenes Gesicht kroch.

»Mutter«, sagte er leise und scheuchte die Fliege fort, aber die Frau regte sich noch immer nicht.

Brankos Augen wurden groß, und er fasste nach einer der weißen, durchsichtigen Hände, die auf der bunten Decke lagen.

Die Hand war nicht mehr heiß und feucht wie sonst, sondern kalt und steif.

»Diesmal ist es wirklich so weit.« Die Alte trat von der anderen Seite zur Toten und drückte ihr die Augen zu.

Branko spürte, wie seine Knie einsanken, sein Körper vornüberstürzte, und im gleichen Augenblick lag er neben dem Lager und weinte.

»Armer Junge, armer Junge«, murmelte die Alte, »nun hast du nur noch deinen Vater.«

Der Knabe hob sein Gesicht wieder. Die Augen der Mutter waren geschlossen. Die alte Stojana hatte ihr die dünnen Hände über der Brust gekreuzt. Um die schwarzen Haare lag ein buntes Tuch. Das Gesicht war noch weißer als vorher, aber es sah friedlicher aus, so friedlich und ruhig, als wäre es schon längst nicht mehr von dieser Welt. Branko schluchzte lauter.

Die alte Stojana hatte sich unterdessen auf der anderen Seite des Lagers auf die Knie gelassen, betete, schlug das Kreuz, dann fasste sie Branko fest bei der Hand.

»Hör auf zu weinen«, sagte sie. »Deine Mutter war tapfer bis zuletzt und du sollst es auch sein.«

Branko stand gehorsam auf und fuhr sich mit beiden Händen über das Gesicht. Die alte Stojana hatte recht, die Mutter war tapfer gewesen und er wollte es auch sein. Er sah zu der alten Frau auf. »Was machen wir nun?«

»Wir gehen zum alten Jossip, dem Mesner der Kirche des heiligen Franziskus«, antwortete die Alte. »Er soll die Glocken läuten, damit auch die anderen wissen, dass deine Mutter gestorben ist, und dann müssen wir mit ihm über das Begräbnis sprechen.«

Die hohe, alte Kirche war kaum zweihundert Meter entfernt. Sie schritten durch das große Hauptportal. Der alte Jossip hantierte am Altar. Sie gingen auf ihn zu.

»Jossip«, sagte die alte Stojana, »Brankos Mutter ist gestorben.« Der Alte, den die Jahre schon recht gebeugt hatten, sah Branko aus seinen guten, freundlichen Augen an und strich sich dabei über seinen weißen Bart. »Die schöne Anka. Ach«, krächzte er, »dass Gott immer die Jungen holt. Uns sollte er holen, Stojana, uns.« Er kicherte, dann schlurfte er hinüber zur Sakristei. »Kommt, wir wollen es dem Herrn Pfarrer sagen.«

Hochwürden Paulus Lasinovic stand vor einem Pult und las. Als er die Schritte hörte, hob er sein rundes, von Hängebacken und einem Paar freundlicher Augen verziertes Gesicht und sah auf. Hochwürden Paulus Lasinovic war trotz seines jugendlichen Aussehens uralt. Ja, es gab wohl kaum einen Menschen in der Stadt, den er nicht getauft oder verheiratet hatte und von dessen Leid, Glück, Kummer und Freuden er nicht unterrichtet war.

Branko hatte auf einmal ein schlechtes Gewissen, als die Augen des Pfarrers auf ihm ruhten. Wie lange war es her, dass er nicht in

der Kirche gewesen war? Vielleicht ein Jahr, vielleicht auch zwei oder noch länger. Der Pfarrer fasste ihn aber nur unter das Kinn. »Armer Junge, du hast deine Mutter verloren. Nun weine nicht. Ich habe die meine auch mit elf Jahren verloren. Gott wird sich deiner annehmen, wie er sich meiner angenommen hat.«

Dann nahm er den alten Jossip auf die Seite, und sie gingen zusammen in dem schmalen Raum, der von bunten Glasfenstern in allen Farben erhellt wurde, auf und ab und sprachen miteinander.

Nach einer Weile führte Jossip sie wieder aus der Sakristei hinaus. »Wir wollen sie übermorgen begraben, Mutter Stojana. Passt das? Um zwei.«

»Für mich schon. Für den Buben auch«, antwortete die Alte, »und sonst ist ja niemand da.«

»Wo ist der Milan?«

»Ich weiß nicht. Irgendwo in der Welt.«

»Also übermorgen. Ich gehe jetzt die Glocken läuten. Habt ihr übrigens schon mit jemandem wegen des Sarges gesprochen?«

Die Alte schüttelte den Kopf, dass die weißen Haare nach allen Seiten flogen. »Ich wüsste auch nicht, mit wem. Es ist kein Dinar im Haus. Wisst ihr vielleicht jemanden, der einen Sarg umsonst macht?«

Der alte Jossip nahm eine Prise und blinzelte sie mit kleinen, geröteten Augen an. »Ich, nein. In Senj wird es niemanden geben, der einer armen Tabakarbeiterin einen Sarg schenkt.«

Die alte Stojana nahm Branko wieder an der Hand. »Dann werden wir sie eben in ihrem Betttuch auf den Friedhof tragen.«

Als sie auf der Straße standen, hörten sie bereits die Totenglocke. »Bim, bam, bim, bam.« Jossip zog mit allen seinen Kräften an dem schweren Strang.

Es hatte sich schon herumgesprochen, dass die schöne Anka gestorben war. Vor der Türe standen einige alte Frauen; der dicke Pletnic lief, breit und aufgedunsen, aufgeregt hin und her; die

große Elena war da, eine Freundin Ankas, die mit ihr die kleine Kammer bewohnte, und noch ein Dutzend andere Tabakarbeiterinnen hatten sich eingefunden.

Branko stürzte gleich auf die große Elena zu.

Elena bog ihr breites Pferdegesicht zu ihm, nahm seinen Kopf in ihre derben Hände, strich ihm über das Haar und sagte: »Armer Junge«, aber gleich darauf wandte sie sich an die alte Stojana: »Wart Ihr schon beim Pfarrer?«

Die alte Stojana nickte. »Wir kommen gerade von ihm. Hört Ihr es nicht? Jossip läutet schon die Glocke.«

»Und wann ist das Begräbnis?«

»Übermorgen um zwei.«

Auch die andern Tabakarbeiterinnen umringten die alte Stojana. »Das passt gut. Da können wir alle mitkommen.«

Die Alte betrachtete die bunten, herausgeputzten Mädchen eine Weile, dann sagte sie: »Wir können sie aber nicht so auf den Friedhof tragen.«

Die Mädchen sahen die Alte erstaunt an. »Wie meint Ihr das, Mutter?«

»Es ist kein Geld für den Sarg da.«

Elena strich sich über das mächtige Kinn. »Wisst Ihr's genau?«

»Nicht ein Dinar.«

»Was machen wir da?«

Die Alte sah sich um. »Wir wollen einmal Pletnic fragen.« Der dicke Pletnic, der dem Gespräch interessiert zugehört hatte, zog seine Hände erschrocken aus den Taschen seines großen Rockes. »Mich, mich!«, rief er. »Bin ich etwa schuld, dass sie gestorben ist? Zwei Monate Miete ist sie mir auch noch schuldig.« Die alte Stojana betrachtete den unförmigen Mann, der in seinen Kleidern wie in einem Sack steckte, eine Weile. »Du hast doch immer gesagt: ›Für Anka tue ich alles.««

»Ja«, bestätigte Pletnic und rieb sich verlegen das Gesicht.
»Solange sie mir nicht auf der Tasche lag.«

Die große Elena fuhr Pletnic über den Mund. »So, so, dann hört deine Freundschaft auf. Nun, wir werden das Geld auch ohne dich zusammenbringen.«

»Da hast du fünf Dinar«, sagte eine andere. »Lass den Geizhals auf seinem Gold sitzen.«

»Wer hat gesagt, dass ich gar nichts geben will? Etwas gebe ich gern.« Pletnic nestelte an seinem Geldbeutel.

Als sie alles Geld zusammenschütteten, hatten sie siebenundneunzig Dinar.

»Ob das für einen Sarg langt?«, fragte Elena kläglich.

»Geh zu Pacic«, meinte die alte Stojana.

»Warum gerade zu dem Hungerleider?«, wollte Pletnic wissen.

»Der ist genauso arm, wie Anka war, und arme Leute haben eher ein Herz als reiche.«

Branko war inzwischen wieder in die Kammer gegangen. Der kleine Raum war voll von Menschen. Ein paar ältere Frauen, die Branko gar nicht kannte, saßen an dem winzigen Tisch und auf Elenas Bett und beteten. Auf dem Spirituskocher dampfte Wasser. Mutter Stojana schüttete Kaffee hinein und reichte ihn herum. Nach einer halben Stunde schob sich Doktor Skalec durch die Tür. Er war ein schwerer Mann mit einem breiten Gesicht, dicken Backen und großen Froschaugen. Er trug wie immer seine weiße Weste, an der ihn alle erkannten, und kaute Kandis.

»Was höre ich«, sagte er. »Anka ist tot?«

Die alte Stojana nickte, und die Frauen beteten leiser.

Der Doktor trat an das Bett, fasste nach Ankas Hand und sah ihr ins Gesicht.

»Ja, ja«, murmelte er. »Tabakstaub und eine kaputte Lunge, das verträgt niemand lange.«

Da stolperte auch schon der dürre Pacic mit seinen schweren

Holzschuhen ins Zimmer. »Ich soll hier Maß nehmen«, stotterte er und brachte einen Zollstock aus der Tasche.

»Viel wird da nicht mehr zu nehmen sein«, meinte der Doktor. »Ich glaube, sie wiegt nur achtzig Pfund.«

Etwas später kamen wie ein Vogelschwarm neue Mädchen aus der Tabakfabrik.

Branko kannte die meisten. Sie brachten Blumen mit. Kleine, ärmliche Sträuße. Aber es waren alles Blumen, die Anka gerne gehabt hatte, Rosen, Lilien, Jasminblüten, Zinnien und Mohn. Der Knabe saß in der äußersten Ecke der Kammer und sah alles wie in einem Nebel. Er konnte noch immer nicht glauben, dass die Mutter tot war. Aber da lag sie, wenige Meter von ihm entfernt, und ihr schmales Gesicht verschwand beinahe unter den Blumen. Am Abend gingen die Mädchen, und nur die alten Frauen blieben da. Auch Elena hängte ihr Tuch um und ging. »Ich kann heute doch nicht hier schlafen«, sagte sie und wickelte sich noch fester in das Tuch.

Sie war schon eine Weile fort, da kam sie noch einmal zurück. »Hat niemand Branko gesehen?«, fragte sie.

Die alten Frauen drehten sich um. Da saß er. »Komm!«, rief sie. »Du musst auch irgendwo schlafen.«

Sie gingen in Pletnics Café.

Pletnic stand breit und massig hinter seinem Schanktisch. Außer ihm waren noch der alte Jossip und ein junger Fischer da.

Branko kannte den stämmigen jungen Mann, auf dessen Brust lustige bunte Figuren tätowiert waren. Er hieß Rista, und die große Elena war seine Braut.

Elena schob Branko vor den Schanktisch. »Der Junge kann heute nicht bei der Toten schlafen. Steckt ihn in eine Eurer Kammern.«

Pletnic kratzte sich erst und verzog seinen Mund. »Ich«, knurrte er, »immer nur ich.«

Rista lachte. »Knurrt nicht. Ihr habt doch sicher eine frei, und Eure Wanzen freuen sich, wenn sie wieder etwas zu fressen haben.«

»Ich, Wanzen!« Pletnic wurde böse, aber dann packte er Branko an der Schulter. »Na, meinetwegen, bleib.«

Er brachte ihn auf den Speicher, wo Pletnic sonst seine Kellner schlafen ließ.

Der dicke Mann schloss eine Kammer auf und schob Branko hinein. Er zeigte auf eine Matratze, die in einer Ecke lag. »Da kannst du dich hinlegen.«

Branko legte sich auch gleich nieder und schlief ein, und es war ziemlich spät am andern Morgen, als er durch ein Schütteln wieder wach wurde.

Es war die alte Pletnic, die ihn an der Schulter gepackt hatte. »Komm«, sagte sie, »wenn du deine Mutter noch einmal sehen willst. Gleich legen sie sie in den Sarg.«

Branko wusste einen Augenblick nicht, was geschehen war. »Wen?«, fragte er.

»Dummer Junge«, krächzte die dürre Frau, »deine Mutter.«

Branko stöhnte auf. Ach ja, das hatte er in der Nacht wieder vergessen, seine Mutter war gestorben und sollte begraben werden. Die Mutter lag schon zwischen den schwarzen Brettern. Ihr Gesicht schien nicht mehr so durchsichtig wie all die Tage vorher. Ein helles Rot lag auf ihren Wangen, und sie sah dadurch voller, ja beinahe lebendig aus.

Pacic hatte seinen Gesellen mitgebracht, der genauso mager wie der Tischler schien. Sie hoben gerade den Deckel über Ankas Gesicht.

»Aber sie lebt ja wieder!«, schrie Branko und stieß die Männer zur Seite.

Die alte Stojana packte ihn fest an den Händen, schüttelte den Kopf und sagte: »Das Rot haben ihr die Mädchen auf die Backen

gemalt. Sie wollten, dass sie so schön in den Himmel kommt, wie sie auf der Erde war.«

Da lag der Deckel auch bereits über der Mutter. Pacic und sein Geselle schlugen die Nägel hinein und brachten den Sarg in die Kirche.

Die alte Stojana räumte nun auf, spülte die Tassen, kehrte den Boden, brachte die Lagerstatt wieder in Ordnung und Branko half ihr.

Am Mittag kam Elena mit allerlei Tüten und kochte eine Suppe, auch am Abend kochte sie eine, dann brachte sie Branko ins Bett. Heute durfte er wieder in der Kammer schlafen.

»Fürchtest du dich?«, fragte sie ihn, als sie die Decke über ihn legte. Branko schüttelte den Kopf. Er fürchtete sich nicht. Am nächsten Morgen sorgte die alte Stojana für ihn. Sie wusch sein Gesicht, auch Arme und Beine. »Komm«, sagte sie, als es Mittag schlug, »du musst mit.«

Elena und ihre Freundinnen hatten sich schon eingefunden. Sie warteten vor dem Haus.

Elena sah Branko an. Sie zeigte auf sein zerschlissenes Hemd und seine geflickte Hose. »So können wir dich nicht mitnehmen.«

Die alte Stojana hob die Hände. »Ich habe alles durchgesehen. Er hat nichts anderes.«

Da sie sich nicht zu helfen wussten, gingen sie wieder zum alten Pletnic. Elena stellte den Jungen vor ihn hin. »So kann der Junge nicht mit in die Kirche.«

Pletnic nahm eine Prise, drehte Branko zweimal um sich selber, schob seine Lippen vor und meinte: »Das kann er tatsächlich nicht.« Und nach einer Pause, in der er mehrere Male nieste: »Dann muss er eben zu Hause bleiben.«

»Du Bestie«, sagte Elena und zeigte ihr Pferdegebiss. »Du kommst sicher einmal in die Hölle.«

»Ja«, riefen die anderen, »und ins Fegefeuer!«